

# DIE FACKEL

---

NR. 97

WIEN, ANFANG MÄRZ 1902

III. JAHR

---

## Alldeutsche Ehrlichkeit und Objektivität

Von Karl *Bleibtreu*, der zur Zeit in Wien weilt, erhalte ich die folgende Zuschrift:

Vor mir liegt ein Brief, Innsbruck, 27. Februar 1902, der Redaktion des '*Scherer*': »Da es uns unmöglich ist, Ihr Gutachten über den '*Scherer*' vollinhaltlich abzdrukken, senden wir Ihnen dasselbe auf Ihren Wunsch mit bestem Dank zurück.« Sinnend betrachte ich dies reizvolle Dokument echtdeutscher Gesinnung, das eine eigenartige Vorgeschichte kraftvoll zum Abschluß bringt. So viel Worte, so viel — Wahrheiten. Ein Gutachten über den '*Scherer*' habe ich nie gesendet; mein Wunsch der Rücksendung im Ablehnungsfalle stammt vom — September vorigen Jahres; die Unmöglichkeit des Abdrucks stellte sich erst nach einem halben Jahr heraus. Das klingt seltsam, doch es ist so. Auf Wunsch der '*Scherer*'—Redaktion nach einem Gutachten über die Hutten—Nummer des Blattes — nur darum handelte es sich — sandte ich Ende August ein Manuskript und erhielt den Bescheid, es werde demnächst zum Abdruck kommen. Da jedoch nichts dergleichen erschien, mahnte ich später, mit dem Vermerk, die Redaktion könne natürlich ihre gegenteilige Ansicht zum Ausdruck bringen, im andern Fall mir die kleine Arbeit zurücksenden. Als Antwort erhielt ich eine beliebige Agitationsnummer des '*Scherer*'. Als ich erwiderte, vergebens hätte ich in der Nummer nach dem Abdruck gesucht, erhielt ich die überraschende Mitteilung: man habe mir doch schon früher geschrieben, daß erst Neujahr ein Gutachten *über* meine Zuschrift — also ein Gutachten über ein Gutachten! — erscheinen werde ...

Mein schöner Traum zerrann. Herzlich hatte mich's erfreut, den sofortigen zustimmenden Bescheid zu erhalten, worin ich deutsche Objektivität und Ehrlichkeit, gewissermaßen das gute Gewissen der Überzeugung zu erkennen glaubte. Natürlich erschien mir das zweite Schreiben als ein Verschleppungsversuch; auffällig blieb mir aber, daß meinem erneuten Wunsch nach eventueller Rücksendung des Manuskripts nicht entsprochen wurde. In meiner Harmlosigkeit verstand ich dies nicht anders, als daß dennoch ein Abdruck erfolgen sollte, garniert mit irgendwelchem zerschmetternden Gutachten eines alldeutschen Hohepriesters, der erst zu Neujahr seine aufgespeicherte Wotanskraft wider mich lostoben könne. Ich unterließ daher die naheliegende heftige Ant-

wort und wartete in Geduld, da ich doch gern erfahren wollte, worin dies Gutachten bestehen solle. Neujahr kam, nichts erschien. Hierauf erst, Ende Februar, ersuchte ich das wackere Blatt, mir auf der Stelle das Manuskript nach Wien zu senden, und fügte einige unverfälschte deutsche Worte über den letzten löblichen Redaktionserlaß bei: 1. habe man nie vorher an mich zu schreiben gewagt, man werde erst Neujahr ein Gutachten bringen, 2. müßte ich ein solches Gutachten über mein, von der Redaktion selbst erbetenes, Gutachten mir energisch verbitten.

Ach, auch die letzte Illusion schwindet. Alldeutsche Treue hat also ganz einfach den selbst erbetenen Beitrag ein halb Jahr unterdrückt, die Rücksendung absichtlich hintangehalten, damit ich ihn nicht an anderm Orte verwenden könne, mich anfangs mit zustimmendem, dann mit dreist zweideutigem Bescheid getäuscht — und das alles nur, um nicht ehrlich bekennen zu brauchen, was von Anfang an feststand: »Da es uns unmöglich ist, Ihr Gutachten abzudrucken ... «! Und worauf beruht diese Unmöglichkeit? Man muß das Schreiben in seinem Wortlaut kennen lernen, um einen Einblick in die Psychologie alldeutscher Objektivität — alldeutsche Ehrlichkeit ist bereits gekennzeichnet — zu erhalten. Fürchten wir Deutschen Gott und sonst nichts auf der Welt?

Berlin W. Ludwigskirch—Pl. 2.

23. 8. 1901.

Sehr geehrte Redaktion!

Sie wünschen mein Urteil über Ihre Hutten—Nummer zu hören, und ich will es Ihnen nicht vorenthalten, jedoch mit der selbstverständlichen Erwartung, daß Sie nicht teilweise, sondern vollinhaltlich davon Gebrauch machen. Die künstlerische Ausstattung befriedigt sehr, auch die poetischen Beiträge erfreuen. Das Hutten—Drama meines alten Freundes Weiser verdient gewiß bekannt zu werden. Wie sehr ich selber mich in jüngeren Jahren für die Hutten—gestalt begeisterte, des zum Zeugnis darf ich wohl ein Gedicht meiner Sammlung »Lyrisches Tagebuch« (1883) anführen.

Ich bin ein frummer Landsknecht gut  
Und gehe hier soldieren,  
Von meinem ungestümen Blut  
Viel Tropfen zu verlieren.  
Mein Blut, das stolz im Herzen pocht  
Und frisch in jungen Adern kocht,  
Ist meine einzige Habe, ja Habe.

Ich wuchs in einer Burg empor  
Und bin ein freier Ritter,  
Doch Mutter mir die Haare schor,  
Das Kloster schmeckte bitter.  
Da lachte ich der Klerisei  
Und all der Muhmenschererei  
Der ausgetretenen Pfade, ja Pfade.

Mein Wort das ist ein schneller Pfeil,  
Mein Lied ein scharfer Degen,  
Ich schlage wie ein Donnerkeil

In faules Stroh verwegen.  
Und meine Feder sticht den Star  
Der ganzen Dunkelmännerschar,  
Mein Blick verscheucht die Eulen, ja Eulen.

Von Land zu Land ein Rauschen kreist,  
Gleich wie von Adlerflügeln,  
Das ist dem Flug, o heiliger Geist,  
Wer kann ihn hemmen, zügeln?  
Ja alles, was uns je beschwert,  
Was falsch und faul, feig und verkehrt,  
Fegt er hinweg wie Kehricht, ja Kehricht.

Wer ist's, der dieses Lied ersann?  
Ihn hassen alle Kutten,  
Ihn schmähen Krämer und Tyrann,  
Den Störenfried, den Hutten.  
Ich bin ein Landsknecht treu und gut,  
Ich hab's gewagt mit frischem Mut,  
Ich bin der Ulrich Hutten.

Gewiß tat dieser Feind der Dunkelmänner, der eine »Reformation an Haupt und Gliedern« im Gegensatz zum Theologengezänk Luthers forderte, für *seine* Zeit und *damaliger* Verderbnis eines hofärtigen Pfaffentums gegenüber ein löbliches Werk. Es auf unsere heutige Gegenwart anwenden wollen, scheint mir freilich anachronistisch. Sein Elend und heimatloses Herumgehetztwerden teilt er nur mit allen genialen Naturen. *Nicht die Kirche, sondern der ewig gleiche Kainsfluch des Idealisten trieb ihn ins Verderben!* Weshalb also seinen Untergang den Römlingen in die Schuhe schieben? Heut hätte er sicher andere Verderber. Deshalb beginnt mein Gedicht »Am Züricher See«, ohne Überschrift als Schluß meiner Sammlung »Kosmische Lieder« (1890) angehängt:

Der Alpenbänke feenhaft Gezimmer  
Umschließt den See, die buntbelebte Bühne.  
Rot strahlt die Ufenau im Abendschimmer,  
Als schreie hier noch immer  
Ein ungerecht vergossenes Blut nach Sühne.

Es floß kein Blut, doch hundertfaches Sterben  
Quält die verbannten müdgehetzten Wandrer,  
Des heiligen Geistes Erben,  
Die nimmerwo ein irdisch Heim erwerben.  
Und ist es Hutten nicht, so ist's ein anderer.

Es begreift sich ja, daß der kühne Ritter zu einer poesieverklärten Legendengestalt wurde, doch gestehe ich ehrlich, daß ich bei kühlerer und reiferer Weltanschauung nicht gar so viel Wert mehr auf seine literarischen Eigenschaften und auch nicht auf sein sehr einseitiges Streben lege. *Mit dem ewigen Losschlagen auf die »Römlinge« wird man noch kein freier Mann.* Hutten blieb bis zuletzt ein Junker und von höheren Sphären des Gedankens ahnte er

nichts. Ein Vergleich mit Ewigkeitsmenschen wie Giordano Bruno ist ganz unstatthaft. Diesen größten Denker seit den Urweisen am Indus und Ganges aber in besonderen Gegensatz zur katholischen Kirche zu bringen, scheint mir grober Unfug. Denn wenn der über alle Schranken erhabene Gottesbegriff Giordanos sich in Widerspruch zu Kirchendogmen befand, so sind es weniger diese Dogmen, in denen ein tiefer mystischer Sinn lebt, als vielmehr einzelne pfäffische Ausleger der Dogmen gewesen, die einen solchen Widerspruch schufen. Glaubt man denn aber, daß irgend eine Staatskirche auf Erden sich je anders gegen einen Giordano benehmen würde? Daß der Staat, wo etwa die Kirche keine Strafgewalt besitzt, nicht ebenso tyrannisch gegen »Ketzer« vorginge? Daß vor allen Dingen der Protestantismus je toleranter wäre? Heut verbrennt man keine Ketzer mehr, aber freies Denken zu unterbinden versteht die protestantische Kirche gerade so gut wie die katholische, wo sie irgend vermag, im Gegenteil begegnet man im katholischen Klerus viel größerem Verständnis für soziale Fragen. Ganz natürlich, weil dem stolzen Rom jede Untertänigkeit und Abhängigkeit dem Staate gegenüber fehlt, während die protestantische Kirche sich einfach als Staatsdienerschaft betrachtet. Und wo sie einst ähnliche Macht besaß, in Genf, Holland, Schottland, England, Skandinavien, da wütete sie mit gleicher Unerbittlichkeit gegen Andersgläubige und Freigeister. Man lese Buckle's klassische Abhandlung über die Ausrottung blühender Kultur in Schottland durch das finstere protestantische Pfaffentum. Wo hätte diese sogenannte Reformation je freies Denken und freie Forschung gefördert! Sie folgte ihrem Vorbild Luther, der seine edlen Anfänge nachher als feiger Fürstenknecht schändete, der von Hutten eben so wenig wissen wollte wie von Münzer und Karlstadt und als selbsternannter Papst alle Unarten hoffärtiger Pfafferei herauskehrte. Man hat sich in Österreich gewöhnt, Preußen gleichsam mit Friedrich dem Großen zu identifizieren. Als ob das Genie einen Maßstab für Allgemeines abgäbe! Schon unter seinem Nachfolger mußte ein gewisser Kant seine Irrlehren abschwören, kraft strengen staatlich—muckerischen Verbots! Den Nullverdiensten des Protestantismus, der überall dem Volke die Religion vereckelt hat und in scheinheiliger Heuchelei z. B. in England den höchsten Rekord erzielte, stehen die unsterblichen historischen und Kulturverdienste des überall kunstfördernden Katholizismus gegenüber. Schon einmal führte ich in der 'Zukunft' aus, daß im Kampf der Hohenstaufen gegen die Päpste der unparteiliche Denker auf Seite der Päpste stehen muß, die gegen ein übermütiges brutales Feudalsystem die Sache der wahren Demokratie vertraten. Nicht in ihnen, sondern im Kaiser sahen die Städterepubliken ihren Erbfeind. Der gewaltige Übermensch Friedrich II. mit seinem atheistischen scheinheiligen Liberalismus suchte nur selbstsüchtige Tyrannis der Monarchengewalt. Ihm und seinesgleichen mußte eine Weltinstitution ein Dorn im Auge sein, wo der Sohn eines Bauern, ja eines Schweinehirten zur höchsten Würde aufstieg. Man bedenke, was dies für jene Zeit, ja sogar in unsrer modernen Pseudo—Kultur besagen will: die katholische Kirche veranschaulichte gleichsam das Übergewicht der geistigen Waffen.

Es fällt mir natürlich nicht ein, auch mannigfache historische Sünden des Papsttums leugnen zu wollen; sie verschwinden aber vor seinen Segnungen und der Großartigkeit des ganzen Gebäudes. Ein paar dumme Hetzkapläne machen noch nicht die katholische Kirche aus, und die am ärgsten verschrieenen Jesuiten, die ja wohl manches auf dem Gewissen haben mögen, überragen jedenfalls an geistiger Bildung himmelhoch die protestantische Durchschnittsgeistlichkeit und noch mehr an eiserner Selbstaufopferung für ihre Ideale. Man mag diese Ideale verdammen, doch man sollte so viel Objektivität bewahren, um der majestätischen Gefechtsdisziplin des Klerus Achtung zu zollen. Wer würde wohl die Schäden und Mißgriffe im einzelnen verkennen! Aber wenn z. B. Zölibat und Beichte gar oft zu geheimen Ausschreitungen Anlaß gegeben haben mögen, so hat Gregor VII., einer der größten Männer aller Zeiten, doch sehr wohl gewußt, was er mit dieser rein idealistisch gedachten Hoch— und Heiligstellung des Priesters bezweckte. Doch genug! Ich werde wohl schwerlich in den Verdacht kommen, katholische Propaganda treiben zu wollen, *meine Familie ist alt-protestantisch*, meine sogenannten Ahnen sollen, als sie noch angeblich Freiherren waren, den Winterkönig Friedrich in der Schlacht am Weißen Berge herausgehauen und dafür ein Zusatz-Wappen — mit Hinweis auf das Treu—Bleiben — erhalten haben — und im übrigen gehöre ich als Theosoph (esoterischer Buddhist) überhaupt keiner Kirche an, obschon ich der katholischen grade aus theosophisch—mystischen Gründen vor allen anderen den Vorzug gebe. Auch habe ich als Reichsdeutscher mich nicht ums Wohl und Wehe der Österreicher zu kümmern, so sehr ich als Alldeutscher — oder Pangermane, wie Björnson es richtig erweiterte — für den Kampf gegen das Slawentum fühle. *Aber grade deshalb könnte ich Österreichs Zerfall und Auflösung nur bitterlich beklagen*, da dies Staatesgebilde eine wunderbare Schutzmauer gegen Halbasien bildet und zugleich das Führerrecht der Deutschen den »Minderwertigen« gegenüber symbolisch veranschaulicht. Darauf hier näher einzugehen verbieten Zeit und Raum. Ehrlich sei aber zugestanden, daß ich mit den Tendenzen der österreichischen Alldeutschen nur so weit herzlich übereinstimme, als sie Pflege deutscher Art und Gesinnung sowie berechtigten Trotz gegen fremde Ungebühr ausprägen. Darüber hinaus gehe ich nicht mehr mit und besitze für »Los von Rom« so wenig Verständnis, wie für die menschlich schöne, aber naive Bismarckschwärmerei à tout prix. In der Ferne sieht sich Vieles anders als in der Nähe. *Wenn auch noch das letzte Reich verschwände, wo man sich deutscher Gemütlichkeit erfreuen kann, nämlich Österreich, dann wüßte der arme Reichsdeutsche ja gar nicht mehr, wo er Luft schöpfen soll!* Das wäre so, als ob die poesieumflossenen herrlichen Dome des Katholizismus wegrasiert würden, um der geschmacklosen langweiligen Prosa unserer »Kaiser Wilhelms—Gedächtniskirchen« — so heißt unsere letzte Berliner Kirchenschöpfung — für ewig Platz zu machen ... Was ich hier sage, mag Vielen mißbehagen, und auch Meister Dühring, der frühere Herrgott der Schönerianer, ward ja in Acht und Bann erklärt, weil er nicht mitmachen will. Da kann man sich halt nur mit Hutten selber trösten. »Ich hab's gewagt!«

\* \* \*

[Alldutsche Konsequenz]

**I**n dem Leitaufsatz der 'Ostdeutschen Rundschau' vom 8. März, 1. Spalte, steht der folgende Satz:

»*Überaus komisch* fügte sich der Minoritätsantrag *Spincic* in den Rahmen der ernstesten Ereignisse ein. Das Haus brach bei jeder Erwähnung dieses Minoritätsantrages in *schallendes Gelächter* aus. Herr *Spincic* verlangte nämlich mit *beneidenswerter Naivität*, die *Regierung solle dafür sorgen, daß solche Ereignisse künftig vermieden werden.*«

Und in der zweiten Spalte desselben Artikels heißt es:

»Auch unsere Behörden müssen einsehen lernen, daß es zu wenig ist, einen Krawall entstehen lassen und ihn dann niederschlagen. *Einmal vorbeugen ist eine größere Leistung als zehnmal schießen.*«

Die 'Ostdeutsche Rundschau' verlangt also dasselbe, was Herr *Spincic* verlangt hat, und an ihren Lesern ist es jetzt, in ein schallendes Gelächter auszubrechen. Die Inkonsequenzen des Herrn *Wolf* beginnen sich zu mehren, seit er uns sein allen antiliguorianischen Tendenzen abgekehrtes Privatleben enthüllt hat. Aber auch die deutschnationale Provinzpresse scheint neuestens von jener Gesinnung, die »auch anders kann«, erfüllt zu sein. Die Prager Benediktiner sind auf die schlaue Idee verfallen, den Inseratenteil der freisinnigen Presse zur Verkündung katholischer Lehren heranzuziehen und so gelegentlich zwischen *Sargs` Kalodont*, *Männerschwäche* und ehrbaren Annäherungen der *Los von Rom*—Bewegung entgegenzuwirken. Man sieht, die Kirche versteht es wieder einmal, so recht neuzeitlich zu sein, und scheint unter den »Machtmitteln der modernen Kultur«, die sie sich aneignet, dem Insertionswesen vor der Naturwissenschaft entschieden den Vorzug zu geben. Man mag die neueste Taktik nicht sonderlich geschmackvoll finden; aber sie stellt gewiß noch mehr die Organe bloß, die ihren Raum den dreimal gespaltenen Predigten des *P. Alban, ord. s. Ben.*, zur Verfügung stellen. Die 'Arbeiter—Zeitung', die derartige Inserate zuerst im 'Prager Tagblatt' entdeckte, war natürlich anderer Meinung und entschied sich, wiewohl oder weil ihre eigenen Mitarbeiter den Feuilletonenteil jenes liberalen Blattes bedienen, für die Anulung der Geistlichkeit. Nun finde ich auch im Annoncenteil der deutschvölkischen Presse Böhmens die Versicherung, daß die Hetze gegen Rom, auf »Lüge und Verleumdung« basiert sei. Siehe 'Reichenberger Zeitung', Organ für die deutschnationale Partei in Böhmen, vom 16. Februar Seite 26. Im redaktionellen Text wird den Gesinnungsgenossen gepredigt, daß alle Wege los von Rom führen. Aber auf dem »nicht mehr ungewöhnlichen Wege« des Inseratenteiles werden sie wieder zurückgeführt. So ist es zu erklären, daß die Abfallsbewegung in Österreich auf halbem Wege stehen bleibt. Das Pathos der Redakteure bricht sich an der Besonnenheit der Administration, die sich's mit Roms Kundschaft — sie zahlt wohl Bankenpreise — nicht verderben will.

\* \* \*

## Gehört Herr Auspitz dem Zuckerkartell an?

»Europa gegen Österreich! Das ist«, so schrieb der Börsenwöchner am 23. Februar, »die nüchterne Wahrheit über die Brüsseler Zuckerkonferenz, die ihre scharfe Spitze gegen uns und nur gegen uns richtet.« Herr Benedikt war wie im Fieber, redete irre und verwechselte Österreich mit dem Zuckerkartell. Kundige Diagnostiker waren mit Erklärungen für den krankhaften Zustand rasch zur Hand: Der Börsenwöchner habe sich an den Pauschalien des Zuckerkartells übernommen, sagten die einen und verordneten die gänzliche Entziehung weiterer Gaben; er sei, so behaupteten die anderen, durch die »scharfe Spitze« hypnotisiert, und der Zustand sei nicht früher zu beheben, als bis die Spitze entfernt werde; wenn das Zuckerkartell, gegen das sie sich richtete, erst außer Gefahr sein werde, sei Herr Benedikt gerettet. So radikaler Mittel hat es glücklicherweise nicht bedurft, um den Patienten wieder zu sich zu bringen. Er überstand, nachdem er noch mehrere Artikel deliriert hatte, die »Zuckerkrise«, verlangte, aus den Fieberträumen erwachend, das Kursblatt und überzeugte sich, als er die »vorgekommenen« Kursvariationen übersah, daß Österreich und das Zuckerkartell auch nach den Brüsseler Beschlüssen noch aufrecht stehen müßten. Herr Benedikt war beruhigt; allen Bemühungen, sie zum Wanken zu bringen, haben die beiden, Österreich und Zuckerkartell, noch stets getrotzt, und wenn jenes nur durch den § 14 aufrecht erhalten werden konnte, wird sich für dieses ohne Zweifel auf parlamentarischen Wege sorgen lassen. Denn neben den Abgeordneten, die an dem Zuckerkartell, und den Zeitungen, die von ihm beteiligt sind, treten auch ganz unbeteiligte Parlamentarier als seine Anwälte auf. Zum Beispiel Herr Rudolf *Auspitz*, der am 11. Februar in der 'Neuen Freien Presse' zwar die Abschaffung der Zuckerexport—Prämien gebilligt, aber für den Fall, daß England das österreichische Zuckerkartell bedrohen würde, eine Zollkriegserklärung gefordert hat. Diese energische Vertretung der Kartellinteressen mußte Herrn Auspitz umso höher angerechnet werden, weil er seit langem als Gegner des Kartellwesens bekannt ist und noch dazu ausdrücklich versicherte, er verteidige es jetzt, »*obwohl meine Firma dem Kartell gar nicht angehört*«. Herr Auspitz ist wie alle die Herren, die kürzlich in einer christlich—sozialen Interpellation angegriffen wurden, zweifellos ein Ehrenmann, eines Ehrenmannes Wort ist ein Ehrenwort, und der Nachweis der 'Fackel' (Nr. 95), daß Herr Auspitz, als unbekannter Wohltäter maskiert, alljährlich für den Pensionsfonds der Zuckerfabriksbeamten Beiträge von der Höhe jener spendet, die andere, dem Zuckerkartell angehörende Fabrikanten für dessen Dispositionsfonds leisten, konnte die bestimmte Behauptung des Herrn Auspitz höchstens verdächtigen, aber nicht entkräften. Wer würde auch dem millionenreichen und wegen seiner Freigebigkeit von der Concordiajournalistik gerühmten Mann das wucherische Gelüste zutrauen, just von der Wahrheit etwas abzuhandeln? Aber leider läßt sich der unwiderlegliche Beweis liefern, wie billig sich das liberale Gewissen des Herrn Auspitz mit der Wahrheit abfindet, und dieser Beweis ist *auf allen Zucker—Schlußbriefformularen* gedruckt zu finden. »Auf Grund der Zucker—Usancen der Prager Waren— und Effektenbörse ... verkauften wir Ihnen etc. etc.« lautet ein solcher Schlußbrief, und an seinem Ende ist die Bemerkung beigedruckt: »Es ist bedungen, daß der Zucker aus einer der auf der Rückseite verzeichneten 234 Fabriken stammen muß ... Zucker, welcher nicht aus einer der in dem rückseitigen Verzeichnisse angeführten Fabriken stammt, ist nicht lieferbar.« Zwischen den 234 Fabriken besteht also ein Verkaufskartell. Und nun wendet man das Schlußbriefformular um und gewahrt *in dem Fabrikenverzeichnis die Namen Bisenz und Rohatetz*,

die Fabriken der Firma Rudolf Auspitz & Co. Wann soll man also, so werden naive Leute fragen, Herrn Auspitz glauben: wenn er eine Erklärung auf den Schlußbriefen der Prager Börse oder wenn er eine widersprechende in der 'Neuen Freien Presse' drucken läßt? Herr Auspitz wird um die Antwort nicht verlegen sein. Daß man an der Börse weiß, er gehöre dem Zuckerkartell an, und daß die Öffentlichkeit glaubt, er gehöre ihm nicht an, ist beides für ihn gleich nützlich. Und wenn es sich um seinen Nutzen handelt, ist Herr Auspitz nicht in Verlegenheit zu bringen. Sollte er etwa, um seiner Überzeugung zu folgen, auf die Teilnahme am Kartell verzichten, und um die Behauptung, daß er ihm nicht angehöre, wahr zu machen, sich eine weit höhere Geldstrafe als jene auferlegen, die jemals einer zu riskieren hätte, wenn er die Wahrheit über Herrn Auspitz sagen wollte?

\* \* \*

[Fahrkartensteuer und Freikartenstempel]

Auf die *Fahrkartensteuer* kann der Finanzminister nicht länger verzichten, und das Abgeordnetenhaus wird nur dafür zu sorgen haben, daß sie die Armen weniger, die Vermögenden mehr belaste. Jenen sollte durch die Errichtung einer vierten Wagenklasse geholfen werden, diese können einen höheren Zuschlag zu den Fahrpreisen der zweiten und ersten Klasse leicht ertragen. Nicht die Sozialpolitiker, sondern die Nutznießer der Korruption sind die eifrigsten Bekämpfer der Fahrkartensteuer. Sie hat eine kurze Notiz in der Nummer 78 der 'Fackel'<sup>1</sup> erschreckt, in der die Besteuerung der Freikarten gefordert wurde, weil zwar jede Bahn den ihr gebührenden Fahrpreis, aber keine eine staatliche Steuer erlassen kann. So einleuchtend war diese Begründung, daß die Presse aller Parteien sogleich die Fahrkartensteuer verwarf. Zur selben Zeit, da der Norddeutsche Lloyd den 'Extrablatt'—Löwy zur Gratisfahrt nach Amerika einlud und Österreich endlich in den freien Weltverkehr eintrat, mußte der Gedanke, den Inlandsverkehr zwischen Wien und Abbazia durch eine Steuer zu unterbinden, als ein reaktionärer mißbilligt werden. Und die Journalistik konnte sich, als sie für unbeschränkte Freiheit des Verkehrs, für völlig freie Fahrt eintrat, darauf berufen, daß sie wieder einmal die Interessen von Kunst und Wissenschaft verteidige, daß sie das Recht der Beamten und sogar Rechte des Parlaments schütze. Welchen Aufschwung die österreichische Literatur durch das Freikartenwesen der Südbahn genommen hat, ist ja bekannt. Aber auch nach Berlin gravitiert ein Teil unserer Schriftstellergemeinde, und auch die Nordwestbahn hat Freikarten zu vergeben. Und nicht bloß die Dichtung wird von den Bahnen gefördert. Ärzte erhalten Freikarten, um für Bäder und Luftkurorte Reklame zu machen, und als die Südbahn noch die Hotels in Abbazia besaß, war sie mit Freikarten für Ärzte so verschwenderisch, daß mancher sich die Karte ausstellen ließ, um seine Familie in Reichenau zu besuchen. Bei alledem könnte man noch vermuten, daß die Bahnen in eigennützigster Absicht Freikarten vergeben. Aber ganz uneigennützig handeln sie offenbar, wenn sie staatliche Beamte, etwa Bezirkshaupt-

1 Es hieß dort unter anderem: »Nicht nur auf der Südbahn sieht man Abgeordnete in Extracoups und Journalisten letzten Ranges in der ersten Klasse frei fahren, sondern auch die Staatsbahnen treiben mit Freikarten eine maßlose Verschwendung, und es ist, obwohl das Recht auf Freikartenbezug angeblich wiederholt geregelt wurde, bekannt, daß die Sippen und Magen, ja der ganze Bekanntenkreis kleiner Journalisten jederzeit auf Staatskosten Vergnügungsreisen unternehmen können. Der Ekel vor dem mit Freikarten bedachten Gelehrten, mit dem man in den teuersten Klassen immer wieder zusammentrifft, treibt seit langem die anständigen Menschen aus der ersten in die zweite und aus der zweiten in die dritte Klasse, und so kosten die Freikarten die Bahnen auch noch bares Geld.« [KK]



leute, statt zum ermäßigten Preise umsonst fahren lassen, wenn sie, wie es die Nordbahn tut, den *Beamten der Gerichte* in den Stationsstädten *Gratiskarten erster Klasse* zur Verfügung stellen, und wenn sie bereitwillig die Lasten der Agitationsreisen von Abgeordneten auf sich nehmen. Und dieses ganze Heer von Freifahrern sollte in Zukunft die Fahrkartensteuer bezahlen müssen? ... In unserem Parlament sieht man hin und wieder den Geist des Antikorruptionismus sich regen, und dann jedesmal sogleich wieder verschüchtert sich zurückziehen. Neulich ward gemeldet, daß der Ausschuß, der die Fahrkartensteuer berät, sich mit dem Freikartenwesen beschäftigt habe. Daß er die Besteuerung der Freikarten beschließen werde, schien kaum zweifelhaft. Aber die Herren haben zu viel Moral, um die Freikartenkorruption zu billigen, und zu wenig moralischen Mut, um sie zu bekämpfen. So wollen sie denn die Freikarten nicht für steuer—, sondern bloß für stempelpflichtig erklären. Und die Stempelgebühr soll nicht etwa, wie bei allen anderen stempelpflichtigen Dokumenten, nach dem Wert der Karten abgestuft werden, sondern in allen Fällen gleich — und natürlich gleich niedrig — sein. Bezweckt man damit, die Leute, die auf Freikarten *gerechten* Anspruch haben, zu schonen? Keineswegs: das Recht auf den Bezug einer Freikarte wird gänzlich von der Pflicht, den Stempel zu entrichten, entheben, und die rücksichtsvolle Bemessung der Stempelgebühr bedeutet nur die Schonung des *ungerechtfertigten* Freikartenbezuges. Aber wenigstens eine Kontrolle über dessen Umfang würde der Stempeltrag ermöglichen, und das müßte die journalistischen Freunde des freien Verkehrs peinlich berühren. Zum Glück hat ihnen der Steuerausschuß ein Hintertürchen, durch das sie der Kontrolle und dem Stempel entrinnen können, geöffnet: von der Stempelgebühr sollen auch Anweisungen auf Freikarten, die zu »gemeinnützigen« Zwecken oder aus »eisenbahndienstlichen Rücksichten« gewährt werden, befreit sein. Und wer bezweifelt, daß die Zwecke der Presse gemeinnützig sind, oder wenigstens, daß eisenbahndienstliche Rücksichten die Beteiligung von Journalisten mit Südbahn—Freikarten erheischen, da man doch von Verkehrsstockungen und Zusammenstößen auf der Südbahn um so weniger hört, je mehr Journalisten gratis über den Semmering fahren?

§

\* \* \*

[Herr Scharf als Leser der 'Fackel']

Herr Scharf, jetzt Antikorruptionist und Baissier — er hat herausgefunden, daß an der Börse Geben seliger ist als von den Banken nehmen —, war ehemals einer der gefürchtetsten Börsenjournalisten. Aber die Furcht, die das Schweigen der Börsenjournalisten zu Gold werden läßt, dauert nur so lang, als das »ja, wenn wir reden wollten!« Drohung bleibt. Kommt es, bei einem Unbestechlichen oder Unbestochenen, zur Tat, dann zeigt es sich, daß sich die Börsenjournalisten von den anderen durch nichts anderes unterscheiden, als daß sie nicht bloß nicht schreiben, sondern auch nicht lesen können: es gibt für sie nichts Unverständlicheres als eine Bilanz. Herr Scharf als Bilanzkritiker wäre hilflos, wenn er nicht in schwierigen Fällen mit besserem Erfolg als die Bilanzen — die 'Fackel' studieren würde. So hat er kürzlich über den Bilanzbericht der »Niederösterreichischen Escomptegesellschaft« nichts, was die triste Lage dieses Instituts dargetan hätte, zu sagen gewußt, und erst am 3. März, bei Besprechung der Generalversammlung der »Böhmischen Escomptebank«, schrieb er:

»Es hätte vielleicht jemand fragen können, wie die Direktion (der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft) es rechtfertigt, daß sie die Aktien der Böhmisches Escomptebank mit K. 1000 eingestellt hat, da doch eine Kapitalisierung von Bankaktien mit 4 Prozent bei uns durchaus nicht üblich ist. Auf die Dauer wird ja die Fiktion, daß dies das Nominale der hingegebenen Niederösterreichischen Escomptegesellschafts—Aktien sei, nicht aufrechterhalten werden können.«

Gewiß, es hätte vielleicht jemand fragen können — aber Herr Scharf hat, weil ihm die Vermögensbilanz dunkel war, nicht gefragt, und das Licht, das ihm nach Wochen aufgegangen ist, war kein anderes als das der 'Fackel', die in der Nr. 94 allein darauf hingewiesen hat, daß die Vermögensbilanz der »Niederösterreichischen Escomptegesellschaft« unrichtig ist und daß eine Kursreserve für den Besitz an Aktien der »Böhmisches Escomptebank« geschaffen werden müßte. Wenn nur Herr Scharf seinen Lesern auch sonst Aufklärungen, die die 'Fackel' erteilt, vermitteln wollte! Der »Goldminenschwindel« bei der »Fortuna« z. B. wäre gewiß ein interessantes Thema. Und Herr Scharf könnte dabei, wie man aus der Nr. 95 der 'Fackel' weiß, aus eigener Erfahrung manches über die Finanzpresse schreiben, die doch das merkwürdigste Gebiet des Finanzwesens ist. Finanzinstitute und Finanzblätter: man muß über ihre Verbindung immer wieder Untersuchungen anstellen. Denn so wenig auffallend es beispielsweise ist, daß — wie die Blätter *nicht* melden — die (in den Skodawerken erzeugten) Kanonen der Creditanstalt nichts taugen, so auffällig ist es, daß bei der Creditanstalt die am besten eingeschossenen Revolver nicht losgehen ... †



[Die überlebenden treuen Freunde eines Dichters]

**N**ahezu alle Tagesblätter haben kürzlich eine Anzeige über den Tod des Dichters Johannes *Fercher von Steinwand* veröffentlicht, die mit den Worten schloß:

»Dem gottbegnadeten Dichter, dem erhabenen Sänger der Natur, dem strengen Hüter idealer Sinnesart, dem glühenden Verehrer des Vaterlandes, dem sieghaften Bezwingen seines harten Schicksals, dem edelsten der Menschen und liebwertesten der Freunde weihen schmerzerschüttert, aber nicht gebrochenen, sondern erhobenen Herzens den Zoll unauslöschlicher Liebe und Verehrung  
seine überlebenden treuen Freunde.«

Nie ist eine pathetischere Parte ausgegeben worden, nie eine unaufrichtigere. Die überlebenden treuen Freunde hatten höchstens ein Recht, bei dieser Gelegenheit des »sieghaften Bezwingers seines harten Schicksals« zu gedenken. Denn die schmerzerschütterten, aber nicht gebrochenen Freunde des toten Fercher von Steinwand haben ihn bei Lebzeiten unerschüttert und ungebroschen *hungern* lassen. Und Fercher wäre auch verhungert, wenn ihn Professor Dr. Josef *Hyrtl* nicht unterstützt und ihm eine Jahrespension von 600 Gulden gesichert hätte, die ihm bis zu seinem Tode von der Hyrtl—Stiftung

ausbezahlt wurde. So ergeht es den meisten österreichischen Schriftstellern, die überlebende treue Freunde haben. Ferdinand Kürnberger — nur Schicksale, nicht Begabungen seien hier verglichen — hätte in einem Spital sterben müssen, wenn sich nicht Kaulbach seiner angenommen hätte. Joseph Schöffel bewahrte den Leichnam vor dem Eingescharrtwerden in dem Winkel eines Münchener Friedhofs und ließ ihn in heimischer Erde, in Mödling bestatten. Jetzt, da dem Lyriker Fercher von Steinwand ein Ehrengrab gesichert ist, sind die Freunde mit dem gewissen »Zoll« der Liebe und Verehrung freigebig ...

\* \* \*

[Der neue Chormeister]

Wie lang ist's her, daß die Musikkritik zum letztenmal beim »Wiener Männergesang—Vereine zu Gaste war! Die Jünglinge waren, als Herbeck den Dirigentenstab niederlegte, sind heute Greise, die Stimmbänder sind erschlafft und säuselnde Tenöre zu Bierbässen entartet. Das Kunstgenre welkt dahin und bringt es nur selten noch in jüngeren Vereinen zu schwächlichen Johannistrieben. Am ehrsamem Tun der liedertafelnden Kunsthandwerker war höchstens noch die Gesinnung löblich, und wenn sie auf freien — oder ermäßigten — Sängerfahrten ins Reich hinauszogen und den Brüdern an der Isar, dem Rhein und der Spree vierstimmig treue deutsche Wacht an der Donau zu halten gelobten, dann schlugen wieder einmal vom Belt bis zur Adria die Herzen gleichen Schlages und so hörbar, daß es in allen liberalen Zeitungen widerhallte: 1866 sei vergessen! Dann erklang der Vereinswahlspruch »frei und treu in Lied und Tat!« stolzer als jemals, weil das nationale Lied selbst eine nationale Tat war. Aber bisher war; wenn die wackeren Sänger in der Fremde den Mund vollnahmen, bloß im politischen, und wenn sie ihn in der Heimat öffneten, bloß im lokalen Teil vom »Wiener Männergesang—Verein« die Rede; die Musikkritik hatte bei Festen, bei denen die gute Gesinnung und gutes Bier überschäumen, nichts zu suchen. Welcher musikalischen Großtat hat sich der »Wiener Männergesang—Verein« heute zu rühmen, daß sein letztes Konzert gleich zweimal an zwei aufeinanderfolgenden Tagen in der 'Neuen Freien Presse' ausführlich rezensiert wurde: zuerst, am 10. März, in einem sechzigzeiligen Referat, und dann, am 11., nochmals in einem Hanslickschen Feuilleton? Man fürchte nichts; der »Wiener Männergesang—Verein« hat nicht etwa eine Börsenwoche des Herrn Benedikt in der Vertonung von Herrn Charles Weinberger aufgeführt, sondern bloß den zweiten Musikreferenten der 'Neuen Freien Presse' zu seinem zweiten Chormeister gewählt. Herr Richard Heuberger stand am Dirigentenpult, und auf den lange verwaisten Referentensitzen sah man natürlich seine Redaktionskollegen und gleich paarweise. Der eine wußte zu melden, Herr Heuberger habe sich schon längst, da er die Premiere seiner eigenen Oper dirigierte, »den Meisterbrief als Dirigent geholt«, was leicht als eine feinsinnige Umschreibung dafür aufgefaßt werden konnte, daß er sich damals einen Durchfall als Komponist geholt hat; und Herr Hanslick sprach die Hoffnung aus, daß Herr Heuberger künftighin für künstlerisch wertvolle Programme des »Wiener Männergesang—Vereins« sorgen werde, sicherlich ohne damit andeuten zu wollen, daß er's diesmal verabsäumt hatte. Das kollegiale Lob war uneingeschränkt, und der »Wiener Männergesang—Verein« mag sicher sein: welche Chöre auch immer Herr Heuberger noch dirigieren wird, sie können nicht besser zusammenklingen als der Chorus der liberalen Preßstimmen, die seine Dirigentenerfolge bejubeln werden. Es ist schade um Herrn Heuberger; denn er verdient die kollegiale Protektion und die Degradierung, die sie an ihm vollzieht, nicht und

dürfte sich, wenn er nur als Künstler und nicht als Rezensent rezensiert werden wollte, bescheidener, aber redlicher Ehren redlich freuen. Kann man doch selbst heute erkennen, daß die kritischen Freunde Herrn Heuberger nicht für ganz unfähig halten: niemals haben sie für den Komponisten des »Opernball« ein Zehntel der Lobesmühe und des Notizenruhms verwendet, die für den Zusammensucher der Melodien des »Süßen Mädels« verbraucht wurden. \*

\* \* \*

[Ein Bubenstück]

Die Schnüffler haben herausgebracht, daß der Vertrag mit der Hofopernsängerin Laura Hilgermann nicht erneuert werden soll, daß die Sängerin aber fortan als Gast in der Hofoper auftreten wird. Die Schnüffler dulden es nicht, daß etwas verheimlicht oder vertuscht werde. Und so decken sie das Rätselvolle auf:

»Frau Hilgermann ist *durch und durch verschuldet*, ihre Gage ist von den Gläubigern mit Verbot belegt. Von einer Gage, die man nicht beheben kann, läßt sich *schwer leben, besonders wenn man einen blinden und erwerbsunfähigen Gatten hat*. Das hat die Direktion der Hofoper eingesehen und diese Einsicht auch der Generalintendanz vermittelt. Direktor Mahler kennt die Sängerin noch aus der Zeit, da er in Budapest das Direktionszepter geschwungen hat. Er hat ihr wohl aus jener Zeit *freundschaftliche Gesinnungen* bewahrt und dieselben als Direktor der Wiener Hofoper durch Berufung der Künstlerin betätigt. Wahrscheinlich ist es auch nur Ausfluß seiner freundschaftlichen Gesinnung, daß er sich zu der Fiktion hergibt, Frau Hilgermann werde künftighin nicht als Mitglied, sondern als Gast der Hofoper angehören. Für die Gläubiger ist das unbequem, denn Gastspielhonorare sind ein ungewisses, schwankendes Pfändungsobjekt; ihr Betrag läßt sich auch nicht so genau kontrollieren wie ein Jahresgehalt. Die Gläubiger werden also das Nachsehen haben und klein begeben müssen. Ob aber Frau Hilgermann es wert ist, daß ihr Hofoperndirektion und Hoftheaterintendanz in solcher Weise Sukkurs leisten — das ist die Frage.«

Nachbarin, Eure — Hundspeitsche! Wer diesen schamlosesten Eingriff in das Privatleben einer Künstlerin, diese hämische Erörterung des Unglücks einer Frau gelesen hat, begreift, daß alles noch viel zu wenig ist, was über die Verlotterung österreichischen Preßwesens in diesen Blättern je gesagt wurde. Die sonst so engherzige, jeglicher Theatersozialpolitik verschlossene Hofbühnenverwaltung hat die anständige Absicht, einem blinden Mann die erwerbende Gattin und dem Institut eine wertvolle Kraft zu erhalten. Diese Absicht muß »enthüllt« und, mit einem blinzelnden Hinweis auf direktoriale Sympathien besprochen werden. »Kluge Leute« hätten, heißt es, »längst Lunte gerochen, daß etwas verheimlicht oder vertuscht werden sollte«. Aber die klugen Leute sind in diesem Fall dreiste Bursche, die eine beleidigte Künstlerin, wenn sich der Schauspielerstand nicht vollends zur Wehrlosigkeit und Vogelfreiheit verdammen will, wegen Eingriffs ins Privatleben gerichtlich belangen sollte. Eine Theaterkritik, die es einer Sängerin anhört, daß sie durch und durch verschuldet ist und einen blinden, erwerbsunfähigen Gatten hat, unterliegt, selbst wenn sie die »freundschaftlichen Gesinnungen« des Direktors unerwähnt ließe, der Kontrolle durch das Strafgesetz. Die oben zitierte Notiz ist

nicht etwa einem der gewissen Montagsblätter entnommen. Das anrühligste hat sich die Geschichte nicht entgehen lassen können, aber den Namen der Künstlerin nicht genannt und bloß in bedauerndem Ton von ihren »drückenden Sorgen« gesprochen. Sie bedarf freilich weder der Anerkennung (5 Gulden) noch des Mitleids (10 Gulden), die Herr Jaques Fürst spendet. Die infame Notiz ist jenem Blatte entnommen, das seit einigen Monaten an der 'Fackel' schmarnotzt, deren »Konkurrenzblatt« zu sein vorgibt und von der Firma Moriz Feuerschein & Comp. verlegt wird. Es muß das Privatleben einer Sängerin rein mit dem Urheberrecht der 'Fackel' verwechselt haben, da es einen so beispiellosen Eingriff verüben zu müssen glaubte.

\* \* \*

[Herr Servaes im Fieber]

Herr *Servaes* im Fieber:

»Ganz jedoch ist, wie man konstatieren muß, die Sezession noch nicht aus den Kinderschuhen heraus. Es laufen immer noch einzelne Werke mitunter, in denen ein braver Durchschnitt, dieweil er fest an den Brüsten fremder Kunstgrößen gekneipt hat, sich mit schmeichlerischen Wahnideen übernommen hat und, frisiert wie Ajax, in die Arena steigt. Es hilft nichts mehr: die Stunde der Selbstbescheidung hat geschlagen.«

('Neue Freie Presse', 27. Februar 1902)

---

---

## ANTWORTEN DIES HERAUSGEBERS

[Die Rede des Prof. Wahrmund und die 'Arbeiter—Zeitung']

*Arbeiter—Zeitung.* Zu der Rede, die der Innsbrucker Professor WAHRMUND über die Strömungen innerhalb der katholischen Kirche gehalten hat, bemerkten Sie: »Die Rede entwickelt im Wesen Gedanken, die in dem bekannten Buche von Chamberlain 'Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts' niedergelegt sind.« Ein kleines Versehen, erklärlich aus der Abneigung, von einer Publikation der 'Fackel' Notiz zu nehmen. Denn die Gedanken des Professors Wahrmund sind nicht in Chamberlains »Grundlagen«, sondern eher in Chamberlains Aufsatz über »katholische Universitäten« niedergelegt. Warum denn in die Ferne schweifen, wenn das Gute bloß fünf Nummern der 'Fackel' zurückliegt?

[Die Maßgebenden]

*Publicum.* An welchen der Maßgebenden Sie sich anlässlich der letzten Vorstellung des »Akademischen Vereins für Kunst und Literatur« halten sollen? An alle zusammen. Dann lautet die Kritik:

Maeterlinck ist ein starker Theatraliker und nicht der geringsten Bühnenwirkung fähig, aber wirklich tiefsinnige Worte vermögen für den völligen Mangel an Gedanken zu entschädigen. Gespielt wurde durchwegs schlecht, namentlich von Frau Körner, die vortrefflich war; sie kopierte die Hohenfels, wolterisierte zu stark und zeigte eine durchaus originale Auffassung, bei der sie zwar den symbolistischen Tonfall peinlich festhielt, aber durch eine Übertragung der Gestalt ins Realistische angenehm überraschte. Die Darstellung der Hans—Sachs—Schwänke war durchaus stilge-

mäß und ins Possenhafte verzerrt. Die ungemein langweilige Aufführung interessierte lebhaft, und man kann dem Akademischen Verein, der diesmal einen Mißgriff getan hat, nicht genug dankbar sein. —

Dies schafft wenigstens Klarheit. Ob nicht die verschiedene »Richtung« der Kritiker zu verschiedenen Urteilen führen darf? Aber diesmal waren selbst Herr Bahr und Herr Hevesi, der ihm sonst jeden impressionistischen Brocken vom Munde wegpickt, um ihn wiederzukäuen, verschiedener Meinung. Jener spricht von einer »Parodie auf Maeterlinck«, von einer »tristen Aufführung, die durch die gewaltsamen Späße einer falsch sezessionistenden Regie und die leere, sinnlose Deklamation der Frau Körner unerträglich wurde.« Der Mann ist gekränkt, weil ihm der Akademische Verein die Alleinvertretung Maeterlincks für Wien streitig gemacht hat. Herr Hevesi aber — und er hat zweifelsohne recht — rühmt Frau Körner Talent nach, nennt die Aufführung vortrefflich und meint, Herr Heine und seine Leute hätten »den stürmischen Beifall und die vielen Hervorrufe redlich verdient.« Im übrigen rate ich wieder zu selbstständigem Urteil und zur Emanzipation von den öffentlich Meinenden und rufe, wie schon früher einmal: Die Zeitungen nicht als Kulturfaktor, sondern als Packpapier betrachten!

[Wieder zwei unfreiwillige Mitarbeiter]

*Erstaunter Leser.* Siehe Nr. 96. Nein, auch Geheimrat von Inama—Sternegg hat am 8. März keinen Leitartikel unter dem Titel: »Gedanken über soziale Politik« für das vormals Szeps'sche Blatt geschrieben. Wieder ist in einer verschämten Lokalnotiz darauf hingewiesen, daß es sich eigentlich um die Inhaltsangabe eines Vortrags handelt. Hoffentlich ist nunmehr dieser höchst schäbigen Methode, namhafte Mitarbeiter »heranzuziehen« und dreist eine Verbindung zwischen Männern wie Steinbach, Berger, Inama—Sternegg und der 'Wiener Morgenzeitung' herzustellen, ein Riegel vorgeschoben. Den »Beitrag«, mit dem unlängst Tolstoi vertreten war, hatte er natürlich nicht von seinem Leidenslager dem Organ des Herrn Maxl Schlesinger gesendet. Aber dieses war auch ehrlich genug, in einer Fußnote wörtlich das folgende zu bemerken: »Vorstehenden interessanten Artikel schrieb Graf Leo Tolstoi vor seiner schweren Erkrankung. Es ist mithin die letzte Arbeit des großen Dichters und Menschenfreundes, VIELLEICHT sein Schwanengesang.« Daß AM TAGE VORHER die Bulletins von Tolstois Krankenlager beruhigende Nachrichten brachten, hat den Ehrenmann weiter nicht beunruhigt. Konnte er einen Originalbeitrag nicht fingieren, so wollte er wenigstens einen Schwanengesang haben. Das macht immerhin Effekt. Steht Tolstoi wieder auf, so ist's ein schöner Traum gewesen.

[Die Bedeutung Kaposi's]

*Scharfsinniger Leser.* Aus dem überschwenglichen Nachrufe der 'Neuen Freien Presse' für Herrn Professor Kaposi geht sicherlich hervor, daß er WEIT MEHR als der tüchtige Dermatolog war, für den man ihn immer gehalten hat: er hat auch früher Kohn geheißten ...

[Der Hausherr Chiari]

*Kaufmann.* Daß ein Hausherr den Mieter eines Geschäftslokals, der stets pünktlich den Zins gezahlt und keinerlei Anstoß erregt hat, ausmietet und ihn dadurch nicht nur um das im Lokal investierte Geld, sondern auch, weil das Geschäftsertragnis an den Geschäftsposten gebunden ist, um den Erfolg jahrelanger mühseliger Arbeit bringt, ist eine Härte, für die nicht der Mangel eines Gesetzes, sondern bloß ein Mangel an Moral verantwortlich gemacht werden kann. Sie sind, wie Sie mir darlegen, von diesem Schicksal getroffen und dem Ruin nahegebracht worden. Daß der rücksichtslose Haus-

herr, mit dem Sie es zu tun hatten, der Reichsratsabgeordnete Dr. Carl CHIARI war, beweist aber nichts gegen diesen Mann. Herr Dr. Chiari hat seine sozialpolitischen Überzeugungen, die er in Ihrem Falle verleugnete, erst kürzlich wieder bewiesen, da er so warm für die bedrängten Zuckerindustriellen eintrat. Das tat er gewiß nicht nur deshalb, weil er selbst eine Zuckerfabrik besitzt. Denn Herr Dr. Chiari kann auch von seiner Leinenfabrik recht auskömmlich leben. Bedauerlich ist nur, daß Herr Dr. Chiari, der in dem einen Fall, der Zuckerfrage, seine öffentliche mit seiner privaten Tätigkeit so gut in Einklang zu bringen wußte, im anderen Falle, Ihrer Ausmietung, sich nicht gescheut hat, sein Privatleben zu seinem öffentlichen Tun in Gegensatz zu stellen.

[Von den verstümmelten und den fehlerfreien Inseraten der 'Neuen Freien Presse']

*Bessere Köchin.* Ihre Beschwerde ist durchaus gerechtfertigt. Sie haben mit 219 stellesuchenden Kolleginnen an einem der letzten Sonntage in der 'Neuen Freien Presse' inseriert. Außer dem Ihren sind 97 Inserate durch Druckfehler, ausgelassene Buchstaben und dergleichen Defekte entstellt. Zumeist ist die Adresse mangelhaft — im Drucke kommt die Ziffer des Bezirkes oder die Hausnummer nicht heraus —, so daß fast die Hälfte von 220 Dienstboten DER AUSSICHT BERAUBT IST, EINEN ANTRAG ZU ERHALTEN. Sie betrachten sich demnach mit vollem Recht als geprellt. Daß in der 'Neuen Freien Presse' auch die Ziffern des Kursblattes unleserlich sind, mag für die Objektivität einer technischen Schlamperei, die alle Stände gleichmäßig benachteiligt, sprechen, ist aber für Sie und Ihresgleichen, die ihre Sparpfennige auf's Annoncieren verwenden, ein geringer Trost. Der Inserent, dessen Angebot in entstellter Form veröffentlicht wird, ist mindestens um den Geldbetrag, der ihm in der Administration abgenommen wurde, geschädigt. Im Wege einer zivilrechtlichen Klage, die 100 arme Köchinnen und Stubenmädchen gegen die Journal—Aktiengesellschaft anstrengen sollten, müssen sie alle unbedingt die Rückstellung des für die erfolglosen Annoncen ausgelegten Geldes erzielen. Nur die intelligenten Masseusen erfreuen sich der Druckfehlerfreiheit, und auch »Hautgout 69« prangte wieder letzten Sonntag in klarstem Druck. Hier sollte freilich die Pressbehörde den Inserenten um die Aussicht bringen, einen Antrag zu erhalten!

[Eine Ankündigung vor dem Südbahnhof]

*Aufpasser.* Sie fragen: »Wie verträgt sich die in dem Durchgange zwischen der Eingangshalle des Südbahnhofes, und dem Fiakerstand hängende Tafel, welche die Ankündigung der ungarischen Staatswohlthatigkeitslotterie enthält, mit dem in Österreich bezüglich dieser und anderer ungarischen Lose bestehenden strengen Verbote?« Das ist die Blumensprache des Herrn Chlumicky. Der glückliche Gewinner darf den Haupttreffer nicht beheben. Aber ein »LASCIA TE OGNI SPERANZA, VOI CH' ENTRATE! <sup>1</sup>« konnte den Südbahnreisenden doch nicht verkündet werden.

[Neue Freie Chemie]

*Neuer Freier Chemiker.* »Der Londoner Nebel«, 9. März, Seite 6. So wenig Zeilen, so viel Unsinn! Nein, die Londoner Luft enthält von alldem nichts. Zunächst gibt es keinen »Wasserkohlenstoff«, sondern nur Kohlenwasserstoffe, deren aber wohl einige tausend verschiedene. Daß der »Wasserkohlenstoff« des Londoner gelben Nebels mit »teerartigen Substanzen« versetzt sei, ist ein Unsinn. Daß »Naphthalin und Phenol« teerartige Substanzen sind, ist falsch. Wahr ist vielmehr, daß man sie aus teerartigen Substanzen BEREITEN kann. Daß Pyridin »die schädlichste Substanz ist, welche der Tabak enthält«, ist falsch. Wahr ist vielmehr, daß der Tabak eine ganz große Menge sehr ver-

1 Laßt alle Hoffnung fahren, die Ihr eintretet!

schiedener Stoffe enthält, insbesondere solcher, die dem Organismus schaden. Aber er enthält kein Pyridin; dieses bildet sich erst bei der VERBRENNUNG des Tabaks. Wahr ist, daß der Nebel, den die 'Neue Freie Presse' über Österreich macht, der wissenschaftlichen Untersuchung wert wäre. Man würde finden, daß er wie der Londoner Schwefelsäure enthält, außerdem aber Substanzen von Gemeinheit und Unbildung in großen Mengen. Und wie der gelbe Nebel in London »den Blüten und Knospen«, so bedeutet dieser schwarzgelbe jeglicher Kultur die Vernichtung.

[Noch einmal die »unberührten Frauen«]

*Schmock.* Der Urheber des genialen Mißverständnisses bezüglich der »unberührten Frauen« des Wiener Frauenclub (siehe Nr. 96) heißt, wie ich höre, Adolph DONATH. Es ist derselbe Herr, den Theodor Herzl als den ersten vaterländischen Dichter des zukünftigen Judenstaates in Aussicht nimmt und den, wie wir jetzt täglich aus den Zeitungen erfahren, »kein geringerer als Georg Brandes« in die Literatur »eingeführt« hat. Wer ihn in den Wiener Frauenclub eingeführt hat, ist unbekannt. Der dänische Literaturhistoriker hat's übrigens schlaue berechnet: in seiner Heimat hat er das Verständnis für Nietzsche und Ibsen, in Österreich das Verständnis für Adolph Donath und Fräulein Diamantidi gefördert.

[Aus meiner Sammlung]

*Sammler.* Es gibt Wendungen von typischer Prägung, die man sich nicht entgehen lassen darf. Hier, würdig jenes Ausseer Konzertberichtes, der in Nr. 87 der 'Fackel' zitiert war, wieder einmal etwas für's Schmockkästchen: Der 'Pester Lloyd' schreibt am 24. Februar über eine Soiree beim Grafen Albin Csaky, die sich natürlich »zu einem der glänzendsten Feste der diesjährigen Saison gestaltete«: »Wagen auf Wagen rollte zur festgesetzten Stunde dem gastlichen Hause zu, dessen Säle sich rasch mit den herbeiströmenden Gästen füllten, in deren Reihen unser Hochadel und die hervorragendsten Gestalten unseres gesellschaftlichen Lebens nahezu lückenlos vertreten waren. Im ersten Salon empfing der Graf, im zweiten die Gräfin — unterstützt von dem Haustöchterchen Komtesse Ilona — die Ankommenden. Frauenschönheit, Diamantenfeuer, Ordenssterne und elektrisches Licht vereinigten sich zu einer berausenden Symphonie, deren Scherzo sich vor dem mit den erlesensten Leckerbissen beladenen Buffet abspielte, das zumeist von der 'goldenen Jugend' belagert war. Um zwölf Uhr mahnten zwölf Silbertöne der antiken Wanduhr — ein Wahrzeichen im Salon Csaky — zum Aufbruch, aber die in anregendster Unterhaltung befindliche Gesellschaft ließ sich nur schweren Herzens zum presto des Nachhausegehens bewegen und hätte am liebsten ein da capo dieses Liedes an die Freude verlangt.« ... Interessant ist, daß der Verfasser dieses Berichtes, der beinahe an die berausenden Symphonien und die erlesensten Leckerbissen einer schmalzigen Concordiaball—Schilderung heranreicht, sich selbst »unter den Anwesenden bemerkt« hat. Der Mann heißt Ladislaus Neugebauer, ist, wie mir aus Budapest gemeldet wird, von Beruf Hausjude der Familie Csaky und grassiert seit Jahren als »genialer Petöfi—Übersetzer«. — Sehr seltsam muß die Ballonfahrt verlaufen sein, über die am 10. März die 'Neue Freie Presse' berichtet. »Der Aufstieg war um 8 Uhr früh vom ARSENAL aus erfolgt; der Ballon nahm eine WESTLICHE Richtung und um ½ 11 Uhr vormittag wurde in der Nähe von Holics bei PRESSBURG die Landung vorgenommen; in Folge des heftigen Windes gestaltete sich dieselbe wohl etwas SCHWIERIG, doch konnte sie ziemlich GLATT vollzogen werden.« Der Verfasser des Berichtes scheint jenes berühmte Poem übertrumpfen zu wollen: »Finster war's, der Mond schien helle usw.«

[Unter strengstem Ausschluß der Öffentlichkeit]



*Ping—Pong.* Die Trauung des Direktors Mahler hat »unter strengstem Ausschluß der Öffentlichkeit« stattgefunden. Dies versicherten die Tagesblätter in spaltenlangen Berichten, in denen uns nicht verschwiegen ward, daß Herr Mahler »einen dunkelgrauen Straßenanzug, schwarzen Winterrock, einen breitrandigen schwarzen Schlapphut UND GALLOSCHEN (Spezialdetail der 'Neuen Freien Presse') trug.« »Außer der Brautmutter und den beiden Zeugen, nämlich dem Konzertmeister Rose und dem Maler Moll, sowie dem Messner wohnte sonst NIEMAND der Trauung bei.« Hat also Herr Rose oder Herr Moll oder am Ende gar der Messner die Berichte geliefert? Nur die 'Montagsrevue' muß ihren eigenen bewährten Vertreter entsendet haben. Der erzählte denn: »Die Kirche war von distinguiertem, zum großen Teile aus Künstlerkreisen rekrutiertem Publikum dicht gefüllt. Sämtliche Mitglieder der Hofoper und deren Orchester, Vertreter des Obersthofmeisteramtes, der Intendanz usw. waren zu sehen.« So gibt's also wiederum Meinungsverschiedenheiten. Das kommt davon, wenn die Blätter nicht rechtzeitig verständigt werden und die Hochzeit des Direktors Mahler genau so vollzogen wird, wie der Selbstmord jenes Ritters von Holzinger: unter strengstem Ausschluß der Öffentlichkeit.

---

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.  
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3